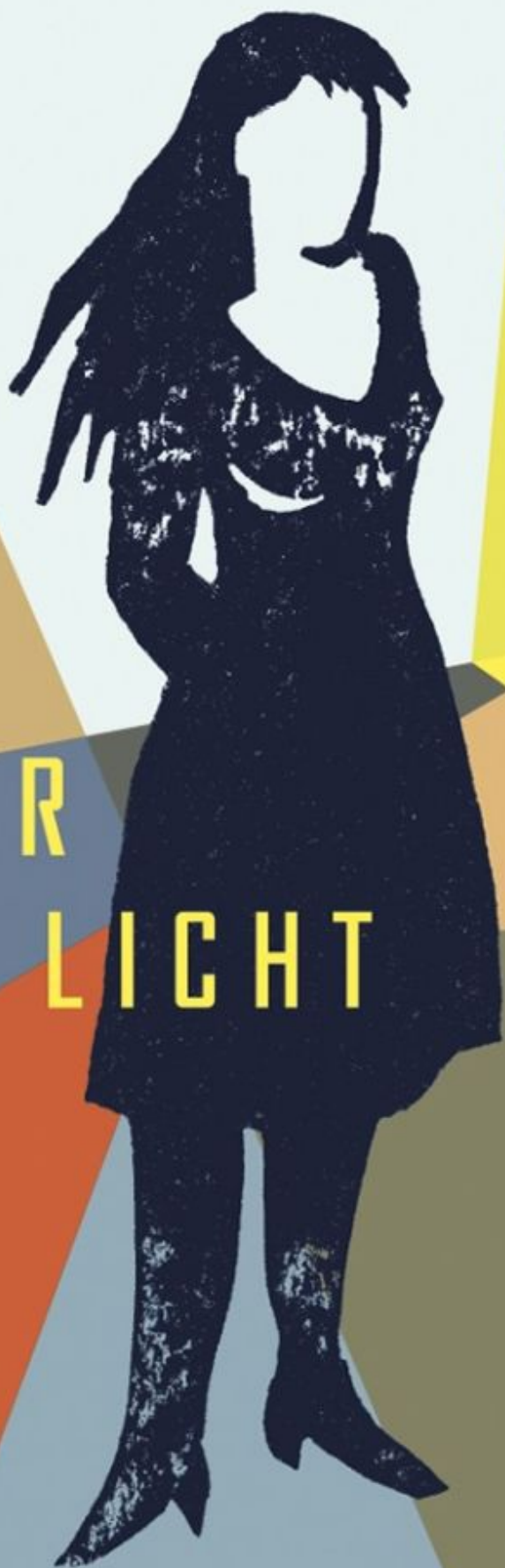


FANNY WOBMANN

AM MEER
DIESES LICHT



LIMMAT

«Na ja. Wenn ich nicht gerade zwischen stillem Wasser oder Sprudel wählen soll, fragt man mich sowieso nicht mehr viel. Ich hoffe nur, dass sie nicht mehr so eine Nervensäge sein wird wie das letzte Mal. Findest du nicht, sie war eine echte Nervensäge?»

«Es ist eben nicht leicht für sie, dich so zu sehen.»

«Mich wie zu sehen?»

«Du weißt schon, nicht so gesund ... etwas reduziert ...»

«Reduziert ...»

Du wiederholst das Wort mehrmals. Du kaust es, und es bringt dich zum Lachen. Es bringt mich auch zum Lachen, glaube ich.

«Ich bin doch ihre Mutter, hm?», fragst du nach einem langen Schweigen.

«Ja, natürlich, Großmama, Valerie ist deine Tochter.»

«Nein, das weiß ich doch, dass sie meine Tochter ist, aber ich, ich bin doch ihre Mutter, oder?»

«Ja, Großmama, du bist ihre Mutter.»

«Das ist gut.»

Du verstummst wieder, bis Valerie schließlich ein paar Stunden später ins Zimmer tritt, nachdem sie fünfmal kurz und kräftig an die halb offene Tür geklopft hat.

«Warum lasst ihr die Tür offen stehen?»

Du bleibst zum Fenster gedreht. Valerie zieht ihren Mantel aus, schüttelt ihn ein wenig und hängt ihn wie das letzte Mal über die Lehne des Stuhls, auf dem ich sitze. Wie das letzte Mal küsst sie mich zur Begrüßung auf die Wangen und fragt, wie's geht, sagt mir, es sei gut, dass ich da bin. Wie das letzte Mal zieht sie eine leichte Grimasse, als sie auf dich zugeht und du noch verschrumpelter und weißer bist. Blau beinah. Wie das letzte Mal redet sie, und dein stilles Zuhören verleiht dir Eleganz und Würde.

Doch heute schießen aus ihrem Kauderwelsch Wörter heraus, die abprallen und deinen Rücken erzittern lassen. Sie sagt Ende, schwer, Zeit, Kosten, Lösung, und in dem vom Licht des Schnees erhellten Zimmer klingt das wie schlechte Poesie. Du sagst:

«Du tust, was du tun musst, Valerie.»

«Es betrifft dich immerhin auch, falls ich dich darauf hinweisen darf, ich versuche zu tun, was das Beste für dich ist.»

«Alles, was ich will, ist, nicht gaga zu werden.»

<<Ja, ich weiß, Mama, das hast du schon gesagt.>>

<<Warum hört mir dann keiner zu?>>

<<Aber alle hören dir zu, Mama, alle hören zu. Und du wirst nicht gaga.>>

<<Doch, werde ich.>>

<<Aber nein.>>

<<Es ist Zeit für meine Serie. Kannst du den Fernseher einschalten, Laura?>>

<<Es ist noch etwas zu früh, Großmama, deine Serie kommt erst in eineinhalb Stunden.>>

<<Schalt trotzdem ein, bitte.>>

Ich schalte den Fernseher ein und übergebe dir die Fernbedienung. Du hältst sie in den Händen, ohne sie zu benutzen, es wird eine historische Sendung über ein Schloss in Schottland ausgestrahlt, du sagst, sie sei bald zu Ende, und dann beginne das Fernsehquiz.

Valerie kaut an einem Mandarinenschnitz, der auf dem Esstablett herumgelegen hat, und starrt mit feuchten Augen auf den Bildschirm. Deine Nachbarin schnarcht hinter dem zugezogenen Vorhang, draußen schneit es weiter. Als der Vorspann zur Quizsendung ertönt, sagt Valerie, sie müsse los. Sie nimmt ihren Mantel und küsst dich auf die Wange.

Der weiße Tee hat mir Kopfweh verursacht. Oder es war der Wind. Ich lief auf Zehenspitzen zum Bahnhof und kehrte nach London zurück. Mir fiel auf, dass der Teppich im Treppenhaus mit kleinen Brandflecken und Zigarrenasche übersät war. Ich hatte den Eindruck, in Englisch große Fortschritte gemacht zu haben, aber war mir nicht mehr so sicher, wie das gekommen war, ob ich für mich allein gesprochen oder mich tatsächlich stundenlang mit einem kreideweißen Mann und seinem Hund unterhalten hatte.

Meine Englischlehrerin trug lange Röcke, die ihr bis zum Knöchel reichten, genau auf ihre Hemden abgestimmt. Geblümt-geblümt, Jeans-Jeans, kariert-kariert, Kord-Kord. Und sie stimmte auch ihre Stimme auf die Wörter und ihre Gesprächspartner ab. Mit mir sprach sie handfest, abgehackt. Mit meiner Tischnachbarin sprach sie mentholig, und mit dem Herrn, der den Teppich zu selten staubsaugte, wellig. Über den Sommer unterrichtete sie in dieser Schule, und für den Rest des Jahres versuchte sie, ihre Sprache in einer privaten Institution von Abu Dhabi den Gören von Reichen einzutrichtern. Weil das für sie die einzige Möglichkeit war, genug Geld zu verdienen, um ihren Sohn durchzubringen und ihren Mann, der aufgrund einer Krankheit arbeitsunfähig war.

Sie lud mich auf eine Tasse Tee in das kleine Zimmer ein, in dem sie während ihrer Zeit in London zur Untermiete wohnte. Sie hatte einen Hund – noch einer, in diesem Land haben alle einen Hund. Dieser piepste und schien mit Federn bewachsen zu sein. Seine Ohren zuckten in die Höhe, und er mochte mich. Ich kraulte ihn unter der Schnauze, während ich meine Scones aß und Hillary mir von Sand, Staub und bleierner Hitze erzählte. Draußen tobte die Stadt, doch ich spürte den Geruch von Land, Nieselregen und Grün ringsum. Bestimmt wegen Hillarys Haarschnitt, der nur im Luftzug eines Cottage richtig zur Geltung kam, mit schmutzigen Regentiefeln, die in der Diele trockneten. Sie erzählte mir, dass die abudhabischen Schüler sich aufführten, als würde

ihnen alles zustehen, einschließlich der Sprachkenntnisse und der Eroberung der Welt, die zwangsläufig daraus folgte. Als kleine Ausländerin, deren Haut beim leisesten Kontakt mit der Sonne brannte, deren Macht sie sich niemals vorgestellt hätte, lief sie auf der Suche nach dem Schatten der riesigen Hochhäuser über die Betonstraßen, die durch die Wüste gezogen worden waren, und stellte sich das Prasseln des Regens auf einen Regenschirm vor.

Ich weiß nicht, warum ich ihr von meinem Strandmann erzählt habe. Ich habe ihr nicht von seiner Stupsnase erzählt und auch nicht von seiner Manie, die rechte Hand an den Ansatz seines langen Halses zu legen. Ich habe ihr alles wiederholt, was er zu mir gesagt hat, in der Hoffnung vielleicht, dem, was noch immer wie eine ertrinkende Möwe gluckerte, eine Realität zu geben. Hillary hörte mir aufmerksam zu, korrigierte mein Englisch und setzte noch einmal Wasser auf. Sie zeigte mir Fotos von ihrem Sohn, an einem Strand in Wales in einen Taucheranzug gezwängt, oder wie er in einer Küche mit kahlen Wänden Zuckerguss auf Cupcakes strich. Von ihrem Mann zeigte sie mir kein Foto. Und dann stellte sie mir Fragen über mein Leben in der Schweiz, über meinen Beruf, meine Familie. Sie fand die Geschichten über die Uhren und die Miniaturteile höchst erstaunlich, sie nickte, zog die Brauen hoch, als ich, ohne zu wissen, wie ich es nennen sollte, aber plötzlich unfähig, es zu verschweigen, von dem Zaudern anfang, das seit jeher zwischen meinem Vater und mir geherrscht hatte, einem Schweben, nicht unbedingt unangenehm, nur eine Art Unsicherheit, ein Auf-der-Hut-sein, rhythmisiert durch regelmäßige Telefonanrufe und kleine Geschenke, die wir einander mit der Post schickten oder überreichten, wenn wir einmal im Monat bei meiner Großmutter essen gingen. Mein Vater schenkte mir fast immer ein Buch, das er nicht gelesen hatte, weil er nichts las, er hielt sich an die Empfehlungen der Buchhändler oder pickte sich in der Klassikerabteilung die Titel heraus, die ihn vage an etwas erinnerten. Ich schenkte ihm Schokolade oder Alkohol. Hillary schlug vor, ihm schottischen Whisky mitzubringen, dann wollte sie über meine Freundinnen sprechen, ich beschrieb ihr meine Kolleginnen, etwas anderes hatte ich nicht zu bieten. Die motorradverrückte Jennifer, die in einer blechernen Keksdose selbstgebackene Waffeln in die Fabrik mitbrachte und die Geburtsdaten sämtlicher Mitarbeiterinnen und

Mitarbeiter kannte, Miriam, höchst stolz auf ihre geschickten Finger mit den abgenagten Nägeln – sie war sehr schnell, das stimmt, im Setzen der winzigen Schrauben –, und von ihren drei rotwangigen Söhnen mit abstehenden Ohren, Fabienne, frisch geschieden, mehr wusste ich nicht von ihr, sie redete nur noch darüber und ist erst vor Kurzem zum Team gestoßen. Hillary rühmte die Wohltaten des Sports und der Gartenarbeit, versuchte mich für die Nachtclubs zu begeistern. Sie schlug vor, mir ein Zelt oder einen Wohnwagen zu kaufen und einen Campingplatz zu mieten, so könne man Leute kennenlernen. Ich sagte ihr, ich ginge gern allein ins Restaurant, um Fisch oder Meeresfrüchte zu essen, wieder nickte sie. Ich hatte den Eindruck, sie machte sich im Stillen Notizen, eine Art Bestandsaufnahme mit der Prognose einer längerfristigen Betreuung. Noch nie hatte ich das Gefühl gehabt, so faszinierend zu sein. Mir wurde sehr schnell klar, dass mir die Nachmittagstees in diesem schlecht geheizten Zimmerchen unentbehrlich werden würden. Und es wurde mir auch klar, dass ich so bald wie möglich wieder in den Zug steigen und am Meer spazieren gehen würde, dass ich meine nackten Füße an den Steinen stoßen, meine Hände in sie hineinstecken und meine Brüste hineinlegen würde und darauf warten, das sich der Strand füllte.